

Hans Waldenfels SJ

China im Wandel

Beobachtungen auf einer Chinareise

Nach zehn Jahren hatte ich im Frühjahr dieses Jahres erneut die Möglichkeit, Taiwan und anschließend die Volksrepublik China zu besuchen (vgl. H. Waldenfels, *Das neue China nach Maos Tod und das Christentum*, in dieser Zschr. 195, 1977, 253–265; *Religion in China. Eindrücke von einer Chinareise*, ebd. 201, 1983, 95–109. Eine theologische Fortbildungswoche auf Taiwan sowie Einladungen zu einer Vorlesung an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften in Beijing und in das Regionalseminar von Shanghai waren der äußere Anlaß. Hinzu kam, daß ich für eine Woche eine Delegation von Caritas Macao in die Provinz Anhui begleiten konnte. Die zentrale Aufmerksamkeit galt den sich wandelnden Lebensbedingungen im Land und in der Kirche, vor allem auch der Ausbildung des Priesternachwuchses. Verständlicherweise werden Orte und Namen weithin nicht genannt.

„Ein offeneres China“

Beijing wirbt in diesen Tagen mit dem Slogan „A more open China awaits the Olympics 2000“. Kurzfristige Zielsetzungen wie der mögliche Zuspruch der Olympiade 2000, um die sich Beijing und Berlin, Sydney und andere Weltstädte bewerben, sind nicht nur Einladungen zu einem starken Bauboom, zur verstärkten Schaffung von Zufahrtsstraßen und zum Ausbau der Infrastruktur; sie werden zugleich zur Aufforderung, sich auch geistig zu öffnen. Die Fremdsprachenkenntnisse sind nach wie vor geringer als in anderen asiatischen Ländern. Die Ausschilderungen wirken immer noch eher fremdenunfreundlich, zumal für den, dem die chinesische Schrift ein Buch mit sieben Siegeln ist. Dennoch ist der Wille zu einer neuen Offenheit überall spürbar.

China ist zweifellos auf dem Weg zu einer neuen Einstellung zum internationalen Geschäft. Die Wirtschaft braucht jeden möglichen Einsatz, Beratung und finanzielle Hilfen, auch aus dem Ausland. „Joint venture“ ist daher auch in China ein inzwischen vertrauter Begriff, der in Beijing und Shanghai, in Nanjing und Hefei an Gebäuden zu lesen ist. In dieses Bild paßt die Einladung an ausländische Kreise, die Kirchen eingeschlossen, private Universitäten zu errichten, bei der Modernisierung des Krankenhauswesens und sonstwie zu helfen.

Dabei bekommt man den Eindruck, daß alle Menschen im Land am Aufbau mitzuarbeiten haben, Männer wie Frauen, Kinder und Alte. Vieles geschieht offensichtlich aus Mangel an Maschinen immer noch in schwerer Handarbeit. Lasten werden getragen und auf Karren geschoben. Die verschiedenen Arten des Transports und der Fortbewegung sind ein eigenes Thema. Straßen- wie Feldarbeit geschieht nach wie vor unter starkem körperlichem Einsatz vieler einzelner. Die Berge, von denen in Maos „Drei ständig zu lesenden Schriften“ die Rede ist – Berge, die der alte Yü Gung mit seinen beiden Söhnen abtragen wollte –, werden heute an vielen Stellen im wörtlichen Sinn des Wortes durchschnitten und abgetragen, um Wege für den Verkehr und Transport zu schaffen.

Die Merkwürdigkeit der chinesischen Yuan-Währung darf nicht unbemerkt bleiben. Tatsächlich lebt China nach wie vor mit zwei Währungen, mit den dem Ausländern zunächst zugänglichen FEN (Foreign Exchange Note), und den von den Chinesen selbst im Alltag gebrauchten Renmenbi-Noten. Offiziell soll das Verhältnis untereinander eins zu eins sein, doch wo Chinesen privat FEN gegen Renmenbi tauschen, erscheint eine deutliche Differenz. Der ungleiche Realwert beider Währungen im Binnenbereich führt zu einer im Außenbereich kaum zu vermittelnden Diskrepanz. 100 US-Dollar werden offiziell für knapp 560 Yuan (FEN) getauscht. Übertragen auf chinesische Verhältnisse, verdient ein uns begleitender Regierungsbeamter 400 Yuan (Renmenbi), der eine Fahrer 300, der andere 200, ein Stadtbegleiter 400 Yuan, dessen Frau im Büro nochmals 300 Yuan. Allerdings zahlt das Ehepaar für die Miete seiner keineswegs kleinen Wohnung gerade 20 Yuan. Das einfache Gericht, das wir im Hotel mit ihm teilten und das dort 24 Yuan kostet, hätte ihn an einer Straßenecke ein bis drei Yuan gekostet. Freilich kostet seine Tochter allein im Kindergarten im Jahr 300 Yuan, anderswo auch 500. Für die Kinder ist im übrigen in allen Schularten Schulgeld zu zahlen. Es nimmt dann kein Wunder, daß selbst ein Universitätsprofessor sein mageres Gehalt durch Straßenverkäufe aufzubessern versucht. Doppelverdienst in der Familie ist ebenso verbreitet wie die Übernahme von Nebenbeschäftigungen jedweder Art.

Neue Partnerschaften

Vor diesem Hintergrund ist eine veränderte Gesprächsbereitschaft mit Vertretern der Kirche, selbst eine sich ändernde Grundhaltung verständlich. Caritas Macao hat in einem Gebiet, in dem eine der zahlreichen Minoritätengruppen wohnt und wo Bauern und Fischer Jahr für Jahr ihre Lehmhütten wieder aufbauen mußten, weil der nahe gelegene See bei Hochwasser das Land überflutete und die Häuser unterspülte, geholfen, für 120 Familien ein Dorf zu bauen. Zur Überraschung von Pater Luis Ruiz, einem von Energie und Initiativekraft geladenen 80jährigen spanischen Jesuiten, der vor der Revolution von 1949 jahrzehntelang in China gearbeitet

hat, trug der Erinnerungsstein an die Einweihung des Dorfes das Datum „25. Dezember 1992“, also Weihnachten, obwohl die Sozialhilfe ohne Rücksicht auf religiöse Zugehörigkeit – niemand ist dort Christ – gegeben wurde.

Im wenige Kilometer entfernten größeren Dorf erweckte der Gemeindesaal den Eindruck, als sei die Zeit stehengeblieben. Unter dem Dreigestirn Engels-Mao-Lenin fanden sich die Parolen des „Selbst-“ in vielfacher Gestalt wieder. Doch die einstmalige Rede von Selbstverfügung, Selbstversorgung u. a. ist längst der neuen Einladung zur Hilfeleistung gewichen. Einrichtungen von Schulen für geistig Behinderte, Krankenhäuser im Inneren des Landes, Wasserquellen auf dem Land – das erwähnte Dorf hat trotz Seenähe noch kein Wasser und benötigt den Anschluß an das viel zu schwache elektrische Energieversorgungssystem – werden begrüßt. Über solche Hilfeleistungen wird heute verhandelt.

Was einmal als imperialistisch verurteilt wurde, erscheint hier in einer großen Nähe zu politischen Anliegen des Landes. Wenn es immer wieder heißt: „Dem Volk dienen“ und die Kirche praktische Hilfe mit Geldern aus dem einfachen Volk anderer Länder leistet, ergibt sich hier ein neuer Schulterschuß, der für das Gesamtklima gegenüber Religion und Christentum von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Diese praktische Ebene eröffnet in der Tat neue Möglichkeiten des Gesprächs und der Verhandlung, die lange Jahre unmöglich waren.

Kirche im Wandel

Wer nach Beijing kommt und die als erste wiedereröffnete Nantan-Kirche zum Gottesdienst besucht, möchte meinen, der rapide Wandel der Stadt sei an der Kirche vorübergegangen. Der Gottesdienst am frühen Aschermittwochmorgen war schon vor der Arbeit von Hunderten von Gläubigen besucht. Doch der Gottesdienst verlief wie eh und je: in lateinischer Sprache, volksabgewandt, ohne jede chinesische Wortverkündigung und Ansprache, dafür begleitet von einem Volkssing-sang, der nur zur Zeit der Wandlung für Momente unterbrochen wurde, um gleich danach bis zum Ende der Messe weiterzugehen. Für den Herbst ist der Wechsel zum chinesischen Gottesdienst versprochen.

Doch die Gemeinden im Land verfahren inzwischen in diesem Punkt nicht mehr einheitlich. In Shanghai und dann überall, wo wir in der Folgezeit den Gottesdienst in einer Gemeinde mit einem in Shanghai ausgebildeten jungen Priester feierten, hat der Wechsel zur chinesischen Gestalt der Eucharistiefeier stattgefunden. Die Messe wird zum Volk hin gefeiert. Es gibt chinesische Hymnen. Es wird gepredigt. Es wird konzelebriert. Die Textbücher aus Hongkong oder Taiwan werden verwendet. Des Heiligen Vaters wird wie überall auf der Welt gedacht. Dabei fällt die ausdrucksstarke Frömmigkeit der Gläubigen wie der Priester auf.

Seit 1980 sind inzwischen rund 420 junge Priester geweiht. Weitere 700 bis 800

junge Leute bereiten sich auf das Priestertum vor. Entsprechend groß ist die Zahl junger Frauen, die Schwestern werden. Hier kommt es inzwischen zu erkennbaren Spannungen. Viele alte Priester resignieren. Eine gute Zahl derer, die in den offenen Kirchen arbeiten, ist oder war verheiratet. Oft sind sie keine Inspiration für die jungen Leute. Diese wiederum leben – unabhängig von den besonderen gesellschaftspolitischen Umständen Chinas – als Menschen ihrer Zeit und Gesellschaft. Diese jungen Menschen aber müssen wahrgenommen werden und verdienen die Unterstützung der Gesamtkirche. Natürlich wissen sie um das Leid, das die Alten erlitten haben, wobei viele nur die Wahl hatten zwischen dem Arbeits- bzw. Erziehungslager und der Heirat.

Zwei Priester seien kurz beschrieben, beide in einer Pfarrei: Der ältere, 1948 geweiht, heute 72 Jahre alt, drei Jahre Gefängnis, trinkt vermutlich zuviel, ist jedenfalls verheiratet, hat zwei Kinder. Die Gemeinde wollte ihn nicht mehr am Altar sehen, auch wenn er sonst mit ihr lebt. Dennoch liebt er die Kirche. Er nutzt seine Zeit, versprengte Christen in den Bergen zu besuchen, so wie er es in seiner Jugend an den spanischen Missionaren seiner Gegend erlebt hat. Der andere, 36 Jahre alt, 1990 in Shanghai geweiht, ist inzwischen Pfarrer der Gemeinde von rund 400 Katholiken in einer Stadt mit etwa 700 000 Einwohnern. Er stammt aus einer Familie, die seit drei Generationen katholisch ist. Seine Mutter und die Mutter eines anderen jungen Priesters geben Katechumenenunterricht in ihrem Heimatdorf. Sie möchten eine kleine Kirche, wo sie sich treffen können. Über 40 sind in letzter Zeit dort getauft worden. Diese Mutter, mehrere hundert Kilometer entfernt, ist eine Kraftquelle auch für den Sohn, der es viel schwerer hat und kurz nach der Priesterweihe schon die volle Verantwortung für seine Gemeinde trägt.

Junge Priester müssen nicht nur in der heutigen chinesischen Gesellschaft leben. Sie müssen – wie gesagt – nicht selten auch noch den Kompromiß mit der älteren Priestergeneration eingehen. Oft sind ältere Priester verständlicherweise nicht gewillt, auf das Wort eines jungen Mitbruders hin die Meßgestaltung zu ändern. Sie verstecken ihren Unwillen dann hinter den Gläubigen. Folglich wird – wenigstens zeitweilig – die Messe in Latein (von den Alten), in Chinesisch (von den Jungen) gelesen. Gelegentlich wird es einem jungen Priester gar verboten, sonntags die Messe auf chinesisch zu feiern. Es kommt hinzu, daß die chinesische Bischofskonferenz als ganze nicht gewillt ist, die Texte aus Taiwan und Hongkong einfach zu übernehmen. Jedenfalls ist hier mit neuen internen Wachstumsschwierigkeiten zu rechnen.

Priesternachwuchs

Eine der wichtigsten Aufgaben für das Überleben der Kirche ist die Ausbildung und Unterstützung der jungen Leitungskräfte. Das gilt für die evangelische wie die

katholische Kirche in gleicher Weise. Während evangelischerseits bereits 1952, also vor mehr als vierzig Jahren, ein Zentralseminar eröffnet wurde, hat sich die katholische Kirche erst seit der Mitte der achtziger Jahre intensiver in dieser Frage entfalten können.

Das einstmals eindrucksvollste Seminar ist ohne Zweifel das Regionalseminar in Shanghai. Mit über 140 Studierenden ist es heute das größte Seminar des Landes; auch das größte protestantische Union-Seminary in Nanjing liegt mit 130 Studierenden knapp darunter. Das Nationalseminar in Beijing zählt beispielsweise nur 68 Seminaristen aus 14 Provinzen, unterliegt zudem immer noch einer Quotenregelung durch die Regierung, so daß der Bischof von Beijing inzwischen ein eigenes Seminar mit 60 Studierenden eröffnet hat. Im ganzen gibt es auf katholischer Seite, über das Land verteilt, 13 Seminare mit – wie schon gesagt – 700–800 Studierenden. Auf evangelischer Seite sind es zwölf Seminare, allerdings im Gegensatz zu den katholischen, ganz auf den Priesternachwuchs abgestellten Institutionen in Nanjing allein mit einem Anteil von 40 Prozent Frauen. Ein Studium von Laienstudenten ist wohl noch in Sicht. Wohl wird nachdrücklich eine theologische und spirituelle Ausbildung der Schwestern gefordert.

Bischof Aloisius Jin, der Rektor des Shanghai Seminars, faßt die Notwendigkeiten in drei Punkten zusammen: Professoren, Bücher, Geld. Es fehlt an Ausbildern. Die meisten Professoren sind zumindest über 60, in der Regel auch nicht für ihre Aufgabe vorgebildet. Sie leben von der Theologie, die sie selbst vor 40–50 Jahren gelernt haben. Nur wenige sind fremdsprachlich hinreichend ausgebildet. Shanghai ist in der glücklichen Lage, seit einiger Zeit ausländische Dozenten aus Hongkong und Übersee zu Kursen einzuladen. Im Augenblick liest eine chinesische Schwester aus Hongkong Neues Testament, ein Salesianer Philosophie. Die Schwester hat als erste ein Visum für einen dreimonatigen Aufenthalt erhalten. Auch die liturgische Ausbildung ist von einem Dozenten aus Hongkong vorgenommen worden. Chinesisch ist aber als Sprache Voraussetzung. Die Situation in Shanghai ist im übrigen auch besser als in Nanjing, wo zwar eine weit größere Zahl von Dozenten zur Verfügung steht, aber Ausländer höchstens zu kurzen Gastveranstaltungen zugelassen sind. Die Sprachsituation, aber auch der situative Abstand begrenzt jedoch von vornherein die Wirkung solcher Gastauftritte.

Damit stellt sich die Frage der Bücher. Nicht ausländische Bücher sind erforderlich, sondern die Schaffung chinesischer Textbücher. Die Bibliothekssituation ist weithin noch katastrophal, wiederum abgesehen von Shanghai, wo wenigstens eine große Zahl von Büchern unterschiedlicher Qualität und Sprache gezeigt werden kann. Hier ist dringende Abhilfe und Hilfe erforderlich. Shanghai produziert im Augenblick einen theologischen Kurs, der auf über 25 Bände ausgelegt ist. Chinesische Bücher aus Taiwan und Hongkong sind bislang auch nur in geringem Maß vorhanden. Auch andere Übersetzungsprojekte greifen im Augenblick noch nicht sehr. Jedenfalls ist bei den Endabnehmern, Priestern und Seminaristen, noch wenig

davon zu sehen. Das ist um so mehr zu bedauern, als es eine gewisse Schicht nicht-christlicher chinesischer Intellektueller gibt, die heute am westlichen Christentum zumindest als Kulturfaktor interessiert sind. Sie suchen sowohl nach Quellenwerken wie nach kompetenten Gesprächspartnern. Im derzeitigen chinesischen Klerus sind diese kaum zu finden.

In dieser Situation wird verständlicherweise auch nach Geld gerufen. Geld wird einmal gebraucht für die im ganzen vergleichsweise immer noch billige Produktion von Büchern, aber auch für den Versand von chinesischen Büchern aus den genannten Ländern. Auch wenn es gelegentlich erneut zu Stockungen kommen mag, so ist die Weiterleitung von Büchern heute nicht mehr so problematisch wie vor Jahren. Freilich muß bei den ausländischen Spendern, auch in Deutschland, an dieser Stelle ein Umdenken einsetzen. Hilfe zur Selbsthilfe darf sich nicht auf den Sozialbereich beschränken. Sie ist heute in China gerade auch im geistig-intellektuellen Bereich erforderlich. Diese Hilfe aber muß die Sprache des Landes berücksichtigen. Auch wenn die neue Offenheit Fremdsprachenkenntnisse bei allen Beteiligten erfordert, bleibt die die chinesischen Dialekte verbindende Sprache das Mandarin-Chinesisch. China braucht eine chinesische Theologie, eine Theologie von Chinesen auf chinesisch.

Freilich ist eine solche Theologie ohne gesamtkirchlich-internationale Verbindungen nicht zu leisten. Was politisch für eine Großmacht wie China gilt, hat auch für eine Universalreligion wie das Christentum seine Gültigkeit. Die Bemühungen, junge Nachwuchskräfte, Männer wie Frauen, junge Priester und Schwestern, aber demnächst auch Laien im Ausland studieren zu lassen, verdienen nachhaltig unterstützt zu werden. Das muß einmal – wegen der beherrschenden Stellung der Sprache in der Welt – in englischsprachigen Ländern wie den USA, Australien u. a. geschehen, sodann zu gegebener Zeit auch in Rom, schließlich in den anderen europäischen Ländern. Auf lange Sicht kann eine eigenständige chinesische Theologie ihre zeitgemäße Gestalt nicht ohne den internationalen Diskurs gewinnen.

Versöhnte Kirche?

Die chinesische Landkarte schließt heute selbstverständlich Taiwan als Provinz, sodann an der Meeresseite der Guandong-Provinz Hongkong und Macao ein. Für Hongkong läuft der Kolonialvertrag am 1. Juli 1997 aus, für Macao am 20. Dezember 1999, also wenige Tage vor der Jahrtausendwende. Mit Taiwan gibt es politische Verhandlungen. Auch für die katholische Kirche Chinas sollten dies Termine sein, zu denen es eine versöhnte Kirche gibt, in der der Respekt vor der Eigenständigkeit einer Lokalkirche und das Bewußtsein, diese Eigenständigkeit in der Universalkirche zu leben, sich die Waage halten.

Wir müssen an die Situation erinnern: Nach der Revolution 1949 mußten in

kurzer Zeit alle ausländischen Bischöfe das Land verlassen. Viele Bistümer waren ohne Leitung, zumal auch chinesische Bischöfe ins Gefängnis wanderten oder starben. Die ersten Versuche, zu einer einvernehmlichen Lösung des Problems mit Rom zu kommen, scheiterten. Die Geschichte nahm dann ihren eigenen Lauf: Einerseits ergänzten sich chinesische Bischöfe selbst, indem sie auf politische, aber auch andere Weise vorgeschlagene Kandidaten ohne römische Approbation zu Bischöfen weihten. Zur Zeit gibt es etwa 70 auf diese Weise konsekrierte Bischöfe. Andererseits suchte Rom seinerseits nach einer Lösung des Problems, indem es von der Regierung nicht anerkannten, aber romtreuen Bischöfen die Vollmacht gab, Kandidaten ihrer Wahl zu Bischöfen zu weihen. Hier gibt es, soweit bekannt ist, nochmals rund 70 Bischöfe, die automatisch von Rom anerkannt sind.

Die Situation hat sich nicht zuletzt dadurch weiter verkompliziert, daß Rom inzwischen auch fast die Hälfte der zunächst ohne römische Zustimmung ins Amt gelangten Bischöfe anerkannt hat. Tatsächlich sind von den rund 140 chinesischen Bischöfen über 100 anerkannt, so daß die nicht von Rom anerkannten Bischöfe die Minderheit bilden. Römische Nichtanerkennung bedeutet aber noch keineswegs, daß die römischerseits nicht anerkannten Bischöfe grundsätzlich als antirömisch zu bezeichnen sind. Wirklich antirömische Bischöfe gibt es sehr wenige. Die meisten haben aus persönlichen oder pastoralen Gründen nicht um die Anerkennung gebeten oder sind wegen ihrer Lebensumstände nicht legitimiert worden.

Die eher schwierige Situation hat ein von Rom anerkannter Bischof vor kurzem in einem in Hongkong veröffentlichten Schreiben folgendermaßen beschrieben:

„Allgemein gesprochen offenbart die inoffizielle Kirche deutlicher den Geist der leidenden Kirche und verteidigt ihre Rechte mit großem Mut. Auch die offizielle Kirche verteidigt die Rechte der Kirche, aber nur in den Grenzen der bestehenden Gesetze und mit großer Vorsicht und Furcht.

Betrachtet man die Patriotische Vereinigung als Trennungslinie, so sieht man, daß die Zahl der Katholiken innerhalb dieser Linie klein ist. Denn die große Mehrzahl unserer Bischöfe, Priester, Schwestern und Gläubigen nicht nur der inoffiziellen, sondern auch der offiziellen Kirche vermeidet soweit eben möglich jede Verhandlung mit der Patriotischen Vereinigung.

Die Situation der Kirche in China ist deshalb so unglücklich, weil es schlechte Elemente sowohl in der offiziellen wie in der inoffiziellen Kirche gibt. Es ist deshalb falsch und widerspricht der wahren Situation, in der wir zu leben gezwungen sind, bedingungslos entweder die offizielle oder die inoffizielle Kirche zu verwerfen, ohne in jedem Fall die Personen und die lokalen Verhältnisse hinreichend zu bedenken.

Wahr ist, daß aufgrund menschlicher Schwächen und eines geschickten Manövrierens der kommunistischen Partei es in beiden Fällen schlechte Katholiken und Diener der Kirche gibt. Wir alle wissen, daß prinzipiell die offizielle Kirche noch nicht in vollständiger Communio mit dem Heiligen Stuhl lebt und daß es Mitglieder des Klerus, Bischöfe eingeschlossen, gibt, die verheiratet sind. Wir müssen aber auch sehen, daß es in der inoffiziellen Kirche im Untergrund einige Führer gibt, die sich oft zu sektiererischer Intoleranz hinreißen lassen und durch falsche Lehren fehlgeleitet sind. Zudem können infiltrierte Agenten der Regierung, die sich als glühende Katholiken ausgeben, als Todfeinde der Patriotischen Vereinigung und feste Verteidiger des Papstes ein äußerst destruktives Werk vollbringen. Sie tragen dazu bei, den Argwohn und die Teilung der chinesischen Katholiken zu vertiefen, während sie zur gleichen Zeit die Partei informiert halten.

Angesichts der ungeheuren Probleme und Herausforderungen der Kirche in China ist es notwendig, alle diejenigen anzuerkennen und zu unterstützen, die in den inoffiziellen wie in den offiziellen katholischen Gemeinden unter schwierigsten Umständen so hart arbeiten, einiges Gute für die Kirche zu bewirken.

Ich bin davon überzeugt, daß bei weitem die meisten unserer Priester und Bischöfe, einschließlich den von der Regierung ernannten, ernsthaft für die Kirche arbeiten mit einem weiten und ehrlichen Herzen.“

Die Stimme dieses Bischofs, der verständlicherweise nicht namentlich genannt wird, sollte nicht überhört werden. Er kennt sein Land.

Wir wissen nur, daß sich heute an verschiedenen Orten zwei, manchmal drei Bischöfe befinden, deren Miteinander oder Nichtmiteinander auch im Licht des zitierten Briefs zu sehen ist. Umgekehrt sind trotz des doppelten Netzes von Bischöfen bis heute eine Reihe von Bischofssitzen unbesetzt. Das gemeinsame Ziel müßte es sein, dem Überleben der Kirche unter den gesellschaftspolitischen Bedingungen Chinas Chancen zu verschaffen.

Kleine Schritte

Die Zukunft liegt bei den offenen Bemühungen der kleinen Schritte, christlicher Sauerteig in einer überwiegend nichtchristlichen, vielleicht areligiösen Umgebung zu sein. Das aber setzt voraus, daß die christliche Identität nicht mit dem Schibboleth des Papsttums verwechselt werden darf, sondern die Nachfolge Christi bewußt vollzogen wird in versöhnender, heilender, helfender Solidarität.

Denkbar wäre – da das Verhältnis China-Vatikan heute weniger eine theologische als eine staatskirchenrechtliche Frage ist –, daß eine Lösung von außen sowohl auf innerkirchlicher wie auf diplomatischer Ebene angestrebt und unterstützt wird. Letzteres würde bedeuten, daß eine grundsätzliche Bereitschaft zur wechselseitigen Anerkennung beider Bischofsgruppen angestrebt würde. Das sollte nicht ausschließen, daß der einzelne Fall, wie es tatsächlich geschieht, von Rom geprüft und die Anerkennung eines Bischofs in seinem Bischofsstand für ein Bistum von Bedingungen (z. B. Ehelosigkeit) abhängig gemacht wird. Es würde gewiß auch Übergangslösungen geben müssen. Wichtig wäre, daß eine Versöhnung mit der ganzen Kirche Chinas, nicht nur mit den Einzelpersonen und -gruppen zustande käme. Die Wechselseitigkeit von Anerkennungen würde zudem zur Folge haben, daß beide Seiten Zugeständnisse machen müßten, ohne die im Fernen Osten, aber auch in Rom so wichtige Frage der Wahrung des Gesichts zu verletzen. Die Bereitschaft auf chinesischer Seite scheint jedenfalls zu wachsen. Die Frage des weiteren Verfahrens der Bestellung von Bischöfen bedürfte dann eigener Überlegungen. Sie ist im übrigen so oder so nicht ohne Beteiligung der Vertreter der chinesischen Kirche zu lösen. Viel zu sehr sind Europäer in ihrer Mitsprache von einer Vielzahl von Gesprächen, Beobachtungen und einem Austausch darüber abhängig.

Zu den gemachten Beobachtungen gehört es im übrigen, daß fast nichts abschließend beurteilt werden kann. Zu vieles ist in Bewegung. Entscheidend aber sind nicht die Zeichen des Zerfalls, sondern die Zeichen neuen Lebens. Die Zeichen der Zugehörigkeit der sichtbaren Kirche zur universalen Kirche aber nehmen zu: Anerkennung von Bischöfen durch Rom, junge Priester in der Erfüllung des Zweiten Vatikanischen Konzils erzogen, Verwirklichung einer liturgischen Reform in Wortverkündigung und eucharistischer Frömmigkeit, Interesse an der Heiligen Schrift, Bekenntnis zum christlichen Glauben in der Öffentlichkeit, erneute Verbundenheit mit anderen Ortskirchen durch Missionare, die das Evangelium nach China gebracht haben, Fürbitte für den Papst und die ganze Kirche.

Die Zeit scheint heranzureifen, wo die Gesamtkirche sich ihrerseits nicht nur zu einzelnen Christen, sprich: Bischöfen, bekennt, sondern zu der Kirche, die in ersten Zeichen einer neuen, wenngleich noch sehr zerbrechlichen Jugendlichkeit heranwächst. Gefordert ist ein Wort der Versöhnung mit der Kirche Chinas, wie sie existiert. Dabei bedarf es nicht der lauten, sondern der leisen und behutsamen Worte und Zeichen, damit der glimmende Docht nicht erlischt.

All das hat zu geschehen, ohne daß es die Gläubigen in der sogenannten Untergrundkirche verletzt, von denen so viele um des Glaubens willen gelitten haben. „Untergrund“ darf aber nicht mißverstanden und romantisiert werden. Einmal gibt es keine totale Verborgenheit in China. Die Christen sind als solche bekannt. Es gibt Durchlässigkeiten, aber auch harte Verweigerungen. Wir sind solchen Menschen begegnet. Die Grenze zwischen Fanatismus, Intoleranz und Lieblosigkeit einerseits und wahrer Glaubenstreue und Erleiden ist – wie zuvor angedeutet – dünn. Heiligkeit verwirklicht sich stets in Menschlichkeit. Vor allem darf nicht übersehen werden, daß überall dort, wo der Untergrund nach einer gewissen Zeit frei wird (vgl. etwa in der Tschechoslowakei), auch die Mängel zutage treten: die mangelnde Bildung der Führungskräfte, die noch fatalere Ausbildungssituation des Nachwuchses, das verbreitete Unwissen, die Entstehung von aus der Not geborenen Eigengesetzen, die sich am Ende mit denen der Oberfläche berühren.

In der politischen Öffentlichkeit muß und darf aber heute international daran erinnert werden, daß Religionsfreiheit nicht nur die individuelle Wahl der Religionsausübung zum Inhalt hat, sondern auch den Religionsgemeinschaften das Recht gibt, das eigene Innenleben selbst zu gestalten. Der Vatikan muß dabei seinerseits als staatspolitische Größe der chinesischen Regierung vermitteln, daß die römische Kirche sich nur analog als politische Größe versteht und ihr Einfluß keine einer fremden Regierung vergleichbare Einflußnahme darstellt. Der in der westlichen Welt historisch vermittelbare Gedanke ist freilich immer weniger leicht in die fremden, von nichtchristlichen Kulturen geprägten Welten zu vermitteln. Es muß aber schon deshalb geschehen, damit der Sauerteig der christlichen Botschaft in China wirksam bleiben und werden kann.

China morgen

In einer von harter wirtschaftlicher Konkurrenz und vom Aufstiegsdenken geprägten Welt, in die auch China auf seine Weise unverkennbar hineinwächst, wird die Kirche ihre Botschaft vernehmbar weiterverkünden, solange sie gerade in dieser Welt ihre Option für die Armen, die Erfolglosen, die Gescheiterten, die körperlich und geistig Behinderten und Zurückbleibenden sichtbar macht. Auf die praktisch gelebte Caritas kommen ungeheure Aufgaben zu.

Es fiel auf, daß in der Provinz, in der wir uns umsahen, die Religionsangelegenheiten und die Minderheitenproblematik bürokratisch demselben Regierungsvertreter unterstellt sind. China zählt in seiner Bevölkerung nicht weniger als 55 ethnische Minoritätsgruppen, zu denen rund 70 Millionen der über eine Milliarde Chinesen gehören. Starke dem Islam zuneigende Kreise machen sich inzwischen in Beijing bis in den Straßenverkauf hinein bemerkbar. In der Werbeschrift einer chinesischen Fluggesellschaft wurde auf die Hauptmoschee in Beijing hingewiesen und dann beiläufig erwähnt, daß es in der Hauptstadt heute über 50 Moscheen gibt.

Taiwan wird von China selbstverständlich als chinesische Provinz angesehen, deren Angliederung eine Frage der Zeit ist. Man muß aber auf Taiwan – Formosa – genau hinhören, um mitzubekommen, daß „Chinesen“ und „Taiwanesen“ keineswegs dasselbe besagen. Nicht ohne Grund wurde die Ernennung des ersten einheimischen, sprich: taiwanesischen Ministerpräsidenten lautstark gefeiert. Die katholische Bischofskonferenz besteht jedoch – bis auf zwei Vertreter – bislang aus Chinesen, nicht aus Taiwanesen. Taiwan ist aber im Augenblick offenbar dabei, seinerseits seine ethnische Vergangenheit in Erinnerung zu rufen und seine eigene Identität angesichts des übermächtigen Nachbarn zu klären. Schon deshalb verstärkt China sein Werben um die Eingliederung.

Daß es auch eine geistige Armut gibt, wird deutlich, wo nachdenkliche Kreise eines Volkes, Intellektuelle und Wissenschaftler, nach Orientierungen suchen und dabei ohne missionarische Vermittlung, eher auf dem Weg literarischer Vermittlung dem Christentum begegnen und ohne Antworten auf heutige Fragen abverlangen.

Zu wem gehört die Kirche? An wen wendet sich die heilende Botschaft? Im Spiel der Macht und Mächte erscheint die Gestalt Christi, damit aber auch des Christen ohnmächtig. Die inkarnatorische Gestalt des Christentums zwingt die Kirche selbst aber immer deutlicher zur Parteinahme. Armut und Schwäche haben innerhalb Chinas wie auch innerhalb der Kirche Chinas viele Gesichter. Vielleicht imponiert das Christentum heute, wo es die Option für die Armen lebt, weniger in seiner reichen strukturellen Gestalt. Dafür aber ist die Chance, als Sauerteig zu wirken, um so größer.